

FRED BREINERSDORFER

KEINE ZENSUREN

**BEITRAG ZUR FESTSCHRIFT ZUM 175JÄHRIGEN
BESTEHEN DES GYMNASIUMS AM KURFÜRSTLICHEN SCHLOSS ZU MAINZ**

(UNZENSIERTE VERSION)

Anm. des Autors: Obwohl ich angekündigt hatte, nicht nur Lobendes zu schreiben und mir ausdrücklich nicht von mir autorisierte Eingriffe verbeten hatte, wurde seitens der Schule erhebliche Eingriffe vorgenommen. Ein Verbot der Veröffentlichung in der Festschrift konnte nicht erfolgen, da sie schon verteilt war.

1957, als ich im Schloss die Aufnahmeprüfung für die Sexta schaffte, kostete die monatliche Verabreichung von Unterricht und schulischer Disziplin 20 Mark. Etwa 600 ausschließlich männlichen Schülern wurde das damals üblich Pensum eingetrichtert. Zwei Schulen waren im selben Gebäude untergebracht, das Schlossgymnasium und das Gutenberg. Der Lehrkörper war überaltert, genauso wie die Anzüge, die die Pauker trugen. Morgens mussten wir auf dem Schulhof „antreten“, in Reihe hinter der auf die Mauer gemalten Klassennummer. Nicht weit davon sah man noch Pfeile zu den Luftschutzbunkern (LSR), Schrift, die nachts leicht phosphoreszierte. Schüler wurden damals noch von den Lehrern geohrfeigt. Gefürchtet zum Beispiel die ansatzlos geschlagene Rechte des ehemaligen Jagdfliegers und Kunsterziehers Freckmann. Französisch war erste Fremdsprache. Wir hatten als Direktor einen eleganten älteren Mann namens Schmidt, der mir heute in meiner Erinnerung so erscheint, als sei er von den französischen Besatzern ins Amt bestellt worden. Ansonsten war das Kollegium nicht gerade ein Hort von Antinazis und Demokraten zu dieser Zeit. Zu meinen frühen, positiven und mein politisches Verständnis prägenden Eindrücken gehört, wie ein junger Lehrer namens Anton Maria Keim anfang, gegen den fatalen Geist in der Schule zu kämpfen und mit uns im Unterricht über die Nazidiktatur, die Judenvernichtung, die KZs und die historischen Zusammenhänge sprach. Chapeau! Und wie sie ihn deswegen geschnitten haben!

Heute geben Studenten und Schüler ihren Lehrern Noten. Ich bin weder Lehrer noch Richter geworden, weil ich Bewertungen, die in Zahlen konkretisiert werden, seien es Zensuren oder Strafen, nur sehr schwer vornehmen kann. Und außerdem schreibt man in Festschriften im Allgemeinen nur das Positive.

Aber mit einer runden „eins“ käme das Schloss bei mir nicht weg. Wie gesagt, Zensuren sind nicht meine Sache, aber ich würde mich auf eine Spanne von „befriedigend“ bis „mangelhaft“ festlegen wollten.

Während eines Schülerlebens von neun Jahren an ein und der selben Bildungsanstalt gibt es natürlich Licht und Schatten – und wahnsinnig viel Durchschnitt. Über das Mittelmaß zu schreiben lohnt nicht, eher über die Extreme.

Da ist beispielsweise die kuriose Geschichte, dass mich Helmut Schäfer, unser späterer Staatsminister im AA, 1965 kurzerhand als Redakteur der Schülerzeitung „höfchen“ feuerte, weil ich einen kritischen (inhaltlich eher dämlichen) Artikel über englische Schüler geschrieben hatte, nachdem ich vier Wochen auf der Insel war. Typisch Freidemokrat! Ich ziehe ihn damit heute noch auf, wenn ich ihn gelegentlich in Berlin sehe.

Komisch, es gibt Unverschämtheiten, die man leicht wegsteckt, wie diese Schäfersche, andere nagen länger.

Ich erinnere mich noch genau daran, wie unser Physiklehrer Brenzel eine ganze Stunde damit zubrachte, mich davon zu überzeugen, dass ich das Abitur nie schaffen würde und ich besser eine Lehre anfangen sollte. Wie wenig solche Ansprachen fruchten! Nach dem Abitur habe ich mit eine Weile ernsthaft überlegt, Physik zu studieren.

Ich war ganz bestimmt nicht einfach für meine Lehrer. Undiszipliniert, stur, heute würde man sagen hyperaktiv, immer weit vorne, wenn es um Arrest und Einträge ins Klassenbuch ging, bei den Leistungen lange Zeit eher hinten. In der Unter- und Mittelstufe rang ich fast jährlich um die Versetzung. Ich war einer, der die Hausaufgaben unter der Bank machte und wenn sie erledigt waren, am selben Ort Krimis las.

Es gab Schwierigkeiten mit fast allen Lehrern, besonders mit einem Herrn namens Dr. Süß, der stets in korrekten Zweireihern mit Krawatte zum Unterricht erschien mit streng gescheiteltem Haar und blitzender Brille. Sein Lächeln, das mir immer zynisch vorkam, verlor er nie, seine Stimme war pointiert freundlich und harmlos. Alles an diesem Mann signalisierte Gefahr für Schüler wie mich.

Ausser in Vertretungsstunden war ich anfangs nie in seine Hände gefallen. Das änderte sich in der Untersekunda. Ich hatte versucht, die Schule zu wechseln. Ich wollte ins Gutenberg, weil es moderner war und näherlag. Meine Eltern meldeten mich um. Aber – warum auch immer – das Gutenberg nahm mich nicht, und ich musste zurück ans Schloss. Prompt kam ich in die Parallelklasse. Kassenlehrer war jener Dr. Süß. Seine erste Maßnahme war, mich „abzusondern“, extra Platz, weil ich mich erst einmal bewähren und in die Gemeinschaft einfügen müsse. Kar, ich war als schwieriger Schüler bekannt, und heute nehme ich an, dass die Entscheidung, mich zur Disziplinierung zu jenem Dr. Süß zu schicken, nicht alleine auf seinem Mist gewachsen war. Und Süß griff durch. Im Halbjahreszeugnis stand ich in allen drei Fächern, die er gab, auf einer glatten fünf. Ich konnte tun und schreiben was ich wollte. Es hagelte Fünfen. Ein paar davon

waren sicher berechtigt, weil die Hausaufgaben unter der Bank nicht so gut ausfallen, wie wenn sie zu Hause erledigt werden. Aber viele der Zensuren waren schlicht ungerecht. Davon bin ich überzeugt. Und auch davon, dass es zu den miesesten Methoden in der Schule gehört, qua unsauberer Noten schwierige Schüler klein machen zu wollen.

Meine Eltern waren keineswegs wohlhabend. Zu Hause waren wir drei Kinder. Jeder ging aufs Gymnasium. Aber es war klar, eine Klassenwiederholung würde nicht bezahlt werden können. Süß war für mich ein Trauma, weil ich unbedingt Abitur machen wollte. Unbedingt. Ich wollte mich nicht unterwerfen, und ich glaube, ich hätte es auch nicht geschafft, den Musterknaben zu spielen. Ich hatte den Eindruck, der Mann wollte mich einfach nur von der Schule eliminieren.

Da half nur eine Notlüge. Ich überzeugte meine Eltern, dass sie mit ihm reden sollten. Der Plan war, Süß anzubieten, dass ich nach der Mittleren Reife die Schule verlassen würde, falls er mir Chance gibt, das Klassenziel zu erreichen. Er hatte es ja in der Hand. Die Versetzung klappte dann auch haarscharf. Und ich bibberte, was nach den Ferien passieren würde, wenn ich zum neuen Schuljahr erschien. Nichts geschah. Ich konnte weitermachen. Süß hatte eine andere Klasse bekommen und rächte sich nicht dafür, dass er reingelegt worden war.

Noch ein Nachsatz: Als ich meinen ersten Kriminalroman bei Rowohlt veröffentlichte, habe ich Süß ein Exemplar geschickt, damit er sieht, dass aus notorischen Fünferschülern in seiner Deutschstunde sogar Autoren werden können, die ein angesehenen Verlag publiziert. Süß hat diese Geste noch nicht einmal mit einem kleinen Dankeschön quittiert. Es hätte vielleicht ja ein Dialog entstehen können. Ein Dialog über psychische Gewalt in der Schule.

Und apropos Gewalt in der Schule ... „Klassenkeile“ wurde Ende der 50er Jahre zwar nicht täglich verabreicht, wohl aber relativ regelmäßig, teils aus nichtigsten Anlässen. Es gab sogar Lehrer, die diese Maßnahme mal beiläufig im Unterricht für missliebige Schüler „empfehlen“. Ich habe mich nie an solchen Aktionen beteiligt. Nicht weil ich ein besonders guter Mensch bin, sondern weil das erste Opfer eines solchen Kampfes einer gegen alle war. Die betreffende Schlägerei fand vor der Schule statt. Ich ahnte, dass mich die ganze Klasse abpassen würde und wartete auf einen Lehrer, der die Schule verließ, damit ich in seinem Schutz davonkommen könnte. Denkste. Es war ein Turnlehrer, dessen Name mir nicht mehr einfällt. Er radelte davon und rief vorher meinen „Kameraden“ zu, nicht ganz so feste draufzuschlagen. Die Sache ging dennoch ziemlich eindeutig zu meinen Lasten aus. An den Anlass der Klassenkeile erinnere ich mich nicht. Egal, was ich angestellt hatte, so etwas hätte nie unter den Augen eines Lehrers passieren dürfen.

Der raue Wind, der gelegentlich im Schloss pffft, hat sicher Menschen wie mir mehr Lebendigkeit beigebracht. Man musste sich durchsetzen, lautete die Lehre.

Andere sind daran gescheitert. Tragisch gescheitert, wie einer meiner besten Freunde. Frank, ein hoch begabter, sensibler Junge. Er beging nach seinem Abitur an einem Sommertag im Gonsenheimer Wald Selbstmord. Sicher nicht nur alleine wegen der Schule. Aber ich weiß aus unzähligen Gesprächen, dass er die „Schande“ nicht verwunden hat, mit einer Fünf in Deutsch das Abiturzeugnis nur mit einer Art Sondergenehmigung erteilt bekommen zu haben. Dabei waren es nicht mangelnde Kenntnisse in Orthografie und Grammatik, sondern die unliebsamen Ansichten in seinen Aufsätzen, die zu dem Notendesaster geführt haben. Wenn ich mich nur erinnern könnte, wer sein Deutschlehrer war! Nicht nur Frank tötete sich, zwei weitere Schüler aus Franks Klassenstufe begingen ebenfalls Selbstmord.

Dennoch: Ich bin ganz sicher, dass ich persönlich meinen Lehrern eine solide Ausbildung verdanke, die mir in Studium und Leben viel geholfen haben. Es gab prägende Lehrerpersönlichkeiten, die ich viel deutlicher hervorheben möchte, als die negativen Erscheinungen. Doch ihrer Arbeit haftet weniger anekdotisches und emotionales an, deswegen scheint es, als stünden sie eher im Schatten der Wahrnehmung. Nein, es gibt bei mir eine Ehrentafel tüchtiger, gebildeter, gerechter Lehrer. Sie waren am Schloss zahlreicher als die anderen.

Faupel zum Beispiel, der die erste Stunde in Physik – mir unvergesslich – mit einem Satz begann: „Der Physiker fragt nicht was ist ein Ding, er fragt, woran erkenne ich ein Ding?“ Wer kennt eine klarere Einführung in die Wissenschafts- und Erkenntnistheorie der damaligen Physik? Und das in der Untertertia! Auf dieser Basis haben weitergebaut der kauzige Brenzel, der sanguinische Riebel und der präzise Langenbahn. Wie gesagt, beinahe wäre ich unter den Physikern gelandet, wie mein Freund Friedrich, der Lehrer geworden ist.

Sprachen waren für mich damals eine Last. Den Lehrern, die sich mit mir gequält haben und mir oft genug die rettende „vier minus“ gegeben haben, möchte ich ebenso herzlich Danke sagen, wie den Naturwissenschaftlern. Die Sprachler haben mir alle niemals das Gefühl gegeben, es sei bei mir Hopfen und Malz verloren. Vielleicht schaffe ich es deshalb heute, mit Alfred Grosser in Paris auf französisch eine öffentliche Debatte über den deutschen Widerstand zu bestreiten und in den USA korrekt eine Mahlzeit zu bestellen.

Deutsch und Geschichte. Aus heutiger Sicht betrachtet, sind in diesen Fächern die wirklich wichtigen Weichen für mein Leben gestellt worden. Und das trotz dieses Dr. Süß, der in der Untersekunda zu allem Überfluss auch noch Gemeinschaftskunde (politisch korrekt) lehrte.

Anton Maria Keim habe ich schon erwähnt. Ach hätten wir doch nur mehr von seinem Schlag gehabt! Oder Tönnies, ein Chemielehrer, er legte sich mit Direktor Dr. habil. Fernis wegen dessen angeblicher Nazivergangenheit an. Ein gelungenes Vorbild in Sachen Zivilcourage. Auch Fuchs, der später, so heißt es, in Bonn Professor für neuere Geschichte geworden ist, hat einen guten, modernen Geschichtsunterricht gemacht – und notorisch schlechte Zensuren erteilt, aber nie ungerechte.

Mein wichtigster Deutschlehrer war Armin Reith. Ich habe damals viel Lesestoff verschlungen, beileibe nicht nur Krimis. Reith, selbst ein sympathisch-chaotischer Mann, hat es verstanden, meine Liebe zur Literatur zu fördern. Endlich gab es moderne Texte zu lesen, nicht nur Theodor Storm und Schiller. Die Krimis von Dürrenmatt wurden auf der Bank und nicht darunter studiert. Reith forderte kritische Auseinandersetzung und Widerspruch, Debatten und Stellungnahmen, Standpunkte, nicht nur in Sachen Literatur. Das ist exakt das Rüstzeug für Menschen, die später mit dem Wort umgehen müssen. Reith gab gute Noten auch dann, wenn man völlig anderer Meinung war als es.

Und wie schäbig habe ich mich oft ihm gegenüber benommen. Reith hatte disziplinarisch bei uns keine Autorität. Er war zu sehr Geistesmensch um durchzugreifen. Und ich war einer seiner schlimmsten Quälgeister. Schülerscherze noch in der Oberprima. Das hat nicht sein müssen.

Als ich das Schloss 1966 mit dem Abiturzeugnis in der Tasche verließ, gab es Mädchen an der Schule, so genannte Sonderklassen, deren Absolventinnen auf dem schnellsten Wege Volksschullehrer werden sollten. Der Lehrkörper war größer. Die Schule war überbelegt. Einige alte Kommissköpfe standen kurz vor der Pensionierung, die Nummern und Luftschutzpfeile waren verschwunden. Und angetreten wurde nur noch im Turnunterricht. Es gab Fasnachtsitzungen in der Turnhalle, die dem evangelischen Religionslehrer Hemmes und der Schule mediale Aufmerksamkeit brachten. Wir hatten jüngere, ambitioniertere Lehrer und ein Landschulheim.

Heute wird es am Schloss völlig anders sein. Ich kann es nicht beurteilen. Es hat sich nicht ergeben, dass ich die Schule seit meiner Abiturfeier wieder betreten hätte. Ein Treffen meiner Klassenkameraden hat nie stattgefunden.

Fred Breinersdorfer

Der Autor ist 1946 in Mannheim geboren und in Mainz aufgewachsen. Er besuchte von 1957 bis 1966 das Gymnasium am Kurfürstlichen Schloss. Breinersdorfer studierte Rechtswissenschaft und Soziologie in Mainz und Tübingen, wo er 1976 über das Thema „Chancengleichheit im Bildungswesen“ promovierte. Seit 1975 ist er Rechtsanwalt, heute am Kammergericht in Berlin zugelassen. Er hat seine Passion zum inzwischen

ersten Beruf gemacht. Schreiben. 1980 veröffentlichte Breinersdorfer seinen ersten Kriminalroman, Skripte für Fernsehkrimis und Fernsehfilme folgten. Seine Drehbücher und Filme erhielten zahlreiche Auszeichnungen, darunter den Adolf Grimme Preis mit Gold und den Deutschen Filmpreis. Der Kinofilm „Sophie Scholl – die letzten Tage“, von ihm geschrieben und mit produziert, wurde für den Academy Award 2005 (Oscar) in der Kategorie „Foreign Language Film“ nominiert. Breinersdorfer hat zwei Kinder und lebt heute in Berlin.